

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

31. Jahrgang

Donnerstag, 30. Mai 1963

Nummer 5

SCHÖNERE HEIMAT

Der Ruf nach einer rücksichtsvolleren Behandlung der heimischen Landschaft wird immer lauter und immer öfter erhoben. Es ist nicht mehr reine Angelegenheit einiger Idealisten, sich für den Landschaftsschutz einzusetzen, sondern weithin Anliegen jener Kreise, die sich für den Fremdenverkehr interessieren oder von ihm leben. Man sieht nach und nach ein, daß die heimische Landschaft das Kapital ist, mit dem man wirtschaften muß. Ist es vertan, dann wird es sich auch nicht verzinsen. Anders gesagt, die qualmende und dröhnende Landschaft, die verseuchten Gewässer, die verschandelten Ortschaften werden keine Fremden mehr zum Besuche und zum Aufenthalt reizen — und eine Erwerbsquelle wird damit versiegen.

Es ist viel gesündigt worden in dieser Hinsicht, es läßt sich aber auch vieles noch gutmachen.

Der Fremde sieht zunächst die Straßen: sind sie von Abfallhaufen eingesäumt, durch einen Schilderwald und aufdringliche Reklame verunstaltet, von zerfallenen und zerfallenden Zäun-

nen begleitet, so wird der Eindruck, den sie machen, nicht der beste sein. Nebenbei bemerkt: Auch vielen Einheimischen gefällt so etwas ganz und gar nicht. Es soll hier beileibe nicht der Eindruck erweckt werden, der Entschandeiung der heimischen Landschaft werde nur im Interesse des Fremdenverkehrs das Wort geredet. Wir wollen für uns die Heimat schöner gestalten, sie pflegen und sie unseren Gästen sauber und frei von Verunstaltungen zeigen.

Dann zu den Behausungen: Eine nicht allzu kleinliche Entrümpelung des Dorfbildes täte vielen Ortschaften not. Die Führung der Elektro-Freileitungen wurde und wird leider vielfach ohne die nötige Rücksicht auf das Dorfbild vorgenommen. Unsere Bauernhöfe z. B. haben eine deutliche Schauseite, das heißt, der Baukörper ist so gestaltet, daß er von einer bestimmten Seite gesehen werden will. Und meist wird die Elektroleitung gerade an dieser Schauseite zugeführt. Jeder, der fotografiert, weiß davon ein Lied zu singen. Es ist kaum jemals möglich, einen

schönen Hof ohne diese störende Zuleitung aufzunehmen. Der leidige Mastenwald innerhalb der Orte ließe sich wohl nur durch teure Verkabelungen beseitigen und dazu besteht keine Aussicht.

Der Lagerung von Bau- und Brennholz könnte und sollte ebenfalls mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden. Es gibt hier beschämende Beispiele: neben verlotterten, halbzerfallenden Holzhütten, die längst entfernt werden müßten, liegen in regellosen Haufen Scheiter, Äste, Rundholz und Schnittholz. Warum in solchen Fällen die örtliche Polizeibehörde nicht energisch einschreitet, ist nicht leicht ersichtlich. Nicht nur wegen des verunstalteten Dorfbildes, sondern auch aus feuer- und sicherheitspolizeilichen Gründen.

Unsere Gegend ist sehr zaunfreudig. Zäune haben zu den Zeiten einer primitiveren Wirtschaftsführung sicher ihren berechtigten Zweck gehabt. Heute haben sie ihn nur mehr in einem sehr beschränkten Ausmaß. Die Errichtung und Erhaltung der Umzäunungen von



Aufdringliche Reklame gehört ebenso entfernt wie verwahrloste Zäune.

Wiesen, Weiden und Äckern kostet sicher ein Vielfaches von dem, was bei ihrem Fehlen schlimmstenfalls an Schaden angerichtet werden kann. Diese vielleicht unterbewußte Erkenntnis hat seit Jahren dazu geführt, daß viele Besitzer ihre Zäune nicht mehr so instand halten, wie es deren Zweck eigentlich entspräche. Lange Strecken sind lückenhaft, vielfach nur mehr in Resten vorhanden oder so notdürftig geflickt, daß weder Tier noch Mensch durch sie vom Betreten des Grundstückes abgehalten werden. Solche Zaunruinen müßten entfernt werden, wenn nicht freiwillig, so zwangsläufig. Viele neu angelegte Straßen und Wege bleiben heute ohne Zäune, obwohl sie durch Wiesen oder Ackerland führen. Und es passiert dort auch nicht mehr wie anderswo.

Zu den Verunstaltungen unserer Heimat gehören ohne Zweifel auch die geschnaitelten Eschen. Kaum irgendwo sieht man eine natürlich belassene Eschenkrone, aber auf Schritt und Tritt begegnen einem die grauulich verkrüppelten, ihre verkrümmten Äste verzweifelt in die Höhe reckenden verschnittenen Zerrbilder dieses schönen Baumes. Man müßte ihr Schnaiteln ebenso verbieten, wie es bei den Nadelbäumen geschehen ist.

Es wäre schön, wenn es Leute gäbe, die diese Zeilen und die dazugehörigen Bilder als Anregung aufnehmen; die hingehen und ums Haus aufräumen; die sich gegen jede Verschandelung ihrer Häuser, Scheunen, Schupfen und sonstigen Bauten zur Wehr setzen, anstatt sie — oft ungefragt — zu dulden; die verlotterte Zäune entfernen, anstatt sie mit Stacheldraht mühsam und unschön zu flicken. (Wenn es auf den Schreiber dieser Zeilen ankäme, dann wäre die Verwendung von Stacheldraht für zivile Zwecke verboten).

Schönere Heimat! Lassen wir dieses heute viel gebrauchte Wort nicht zur Phrase werden. Tun wir etwas, um es lebendig werden zu lassen!

H. Waschglor.



Durch Holzlagerung verschandeltes Dorfbild.



So schuf Gott die Esche und so verunstaltet sie der Mensch

Fotos: H. Waschglor

Alttertümliche Lebensbilder aus der Sprachinsel Pladen (Sappada) in Oberkarnien

Von Bepi Sefilan (Sappada)

Eingeleitet und aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Maria Hornung

(I. Fortsetzung)

Pladen ist nicht nur eine Sprachinsel, sondern war früher auch verkehrsmäßig mit seiner einsamen Hochlage im Quellgebiet des Piave als ein isoliertes Gebiet anzusprechen. Das Piavetal hinab ist der nächste Ort, S. Stefano di Cadore, zwar nur 12 km entfernt, aber schon 400 m tiefer gelegen und bot den Pladnern als kleines und unbedeutendes Dorf keine Einkaufsmöglichkeiten. Um den bescheidenen Bedarf an Artikeln, die nicht in Pladen selbst erzeugt werden konnten, zu decken, mußte man sich nach dem 80 km

entfernten Belluno oder nach Conegliano begeben. Dorthin sind es aber schon mehr als 120 km. Es wäre keineswegs gut möglich oder rentabel gewesen, so weit zu Fuß zu gehen und dabei Waren zu schleppen. Auch mußte man, da Geld in Pladen, so wie in den Tiroler Bergdörfern, rar war, ein geeignetes Zahlungsmittel mitbringen. Das war Holz — der einzige Reichtum der Pladner. So entwickelte sich das Pladner Fuhrwerkswesen, das Bepi Sefilan, der es als Kind noch kennenlernte, im vorliegenden Artikel beschreibt.

Das Um und Auf dieser Fuhrwerke waren die ins Joch gespannten Ochsen, die ansonsten zur Feldarbeit benutzt wurden. Eine Pferdezucht konnten sich die Pladner nicht leisten. Leider sind von den alten Ochsenfuhrwerken keine Bilder erhalten. Auch hatte ich bei meinen Aufenthalten in Pladen nicht Gelegenheit, noch ein Ochsenfuhrwerk in irgendeiner Verwendung zu sehen oder aufzunehmen. Bild Nr. 1 zeigt zum Vergleich ein Paar ins Joch „gewettete“ Ochsen wie man sie heute noch im Osttiroler Pustertal — in diesem Fall in Abfaltem im Jahre



Bild 1, Ochsenfuhrwerk



Bild 2, Heuballen

1958 - antreffen kann. Die Ochsenjocher (Iachal „Jöchlein“), die man in Pladen noch dann und wann unter alten Gerätschaften finden kann, sind den mir aus dem Pustertal bekannten Jöchern sehr ähnlich, wenn auch in der Ausstattung etwas bescheidener u. einfacher. Die wesentlichen Teile sind hier wie dort die gleichen und werden mit denselben Ausdrücken bezeichnet: Amplatze („Jochriemen“ aus vulgärlat. *amblacium*), Oukssn viltz („Ochsenfilz“, Jochpolster). In Osttirol ist die Bezeichnung für Jochpolster recht vielfältig. Ich konnte an verschiedenen Orten Osttirols insgesamt folgende 9 Ausdrücke aufnehmen: Polster, Filz, Fleck, Häupfling (sprich: Haapfling), Häuptling, Hirnling, Hornpolster, Kissen und Ochsenkappe. Filz wird so wie in Pladen in Osttirol in Villgraten, Sillian und Kartitsch gebraucht, was als ein kleines Bausteinchen zur Unterstützung der Annahme gelten darf, daß die Pladner aus dem Heimfeler Herrschaftsbereich stammen.

Beppi Seifan schildert uns die Genügsamkeit der Pladner in alter Zeit. Daß einzelne Leute hier heute noch sehr einfach leben, zeigt ein Blick in die Küche (vgl. Abb. 3) einer alten Frau. Zwar ist der offene Rauchkuchenherd, wie ich ihn in meiner 1960 veröffentlichten Studie vorführte, in diesem Hause nicht mehr im Betrieb. Eine Art kleiner Sparherd wurde auf den niedrigen offenen Herd aufgesetzt, doch kann man noch wie einst auf der Herdbank am Feuer sitzen. Die Decke ist rußgeschwärzt, das wenige Gerät überaus bescheiden. Vor diesem ärmlichen Haus hat die Zeit noch haltgemacht. Bald wird jedoch diese alte schlichte Bauernkultur für immer dahingeschwunden sein.

2. Das Ochsenfuhrwerk auf den Belluneser Straßen

Was für herrliche Geschäfte gibt es in Pladen! Geschäfte jeder Art und ausgestattet mit allen Gütern dieser Erde.

Handelsvertreter stoßen bis zum entlegensten Kaufladen vor, bis in den entferntesten Weiler, um ihre Waren vorzuzeigen und allwöchentlich liefern mächtige Lastautos in den Läden die verschiedenartigsten Waren ab. Und all diese Arbeit vollzieht sich natür-

lich ohne Lärm - fast wie eine geheiligte Zeremonie.

Welch ein Unterschied in der Belieferung von heute und jener vor 50 Jahren! Ein Unterschied in der erworbenen Ware, ein Unterschied in der Menge und ein Unterschied in den Transportmitteln.

Die Fuhrleute (Oksnar) dieser nun so fernen Zeit, wer kann sich ihrer noch erinnern? Am Sonntagnachmittag beluden sie die Wagen mit ehrlichem, ausgetrocknetem Buchenbrennholz. Und über das Brennholz kamen die leeren Fässer zum Zurückgeben und die dickwanstigen Heuballen, in Sackplachen⁵ eingebunden, das Ploonhai („Plachenheu“); waren es ihrer acht, so wußte man, daß sich die Fuhrwerker nach Conegliano begaben; war es ein halbes Dutzend, so erstreckte sich die Lieferfahrt bis nach Belluno: jedes Futterbündel reichte für die Tagesmahlzeit eines Ochsenpaares aus.

(Abb. 2).

Sie brachen im Morgengrauen des Montags auf, sechs, acht, zehn Ochsen gespannt; ein Paar Ochsen für jeden Wagen und ein Fuhrwerker für jeden.

Die Wagen waren fest und haltbar und wurden im Dorf selbst gebaut; die Deichsel (Taischtl) war aus Esche, die Waage (Täiilschait) und die zwei Ortscheite waren aus Weißbuche, die Radscheiben und die Spiel-

chen waren aus Eiche. Die Bremsen (Schpeire) wurden mit der Hand betätigt und bestanden aus Holzschuhen, die sich an die Reifen der Hinterräder preßten. Unter dem Wagenplateau war das Werkzeugkästchen und mitten drin fand sich ein hausgebackenes Brot (Pruoat), ein Stück Käse (Kchaaze), ein paar Würste (Birschte), Brocken von geräucherter Schweinefleisch (gezelchts Vlaisch) und ein paar Kerzen, die in den kleinen Kapellen, die entlang der Straße standen, vor den Figuren der Heiligen andächtig aufgestellt werden sollten.

Und es gab auch noch - hängend unter der Hinterachse des Wagens - eine schaukelnde Laterne (Lantiérn), deren Licht gerade noch genügte, um den wenigen Fahrzeugen, die vorüberkamen oder den Weg kreuzten, die Stellung des Wagens anzugeben.

Jeden Morgen wurde, bevor die Fahrt begann, alles sorgfältig überprüft. Wenn die Mahlzeit der Ochsen beendet war, wurden sie an den Wagen gespannt und ehe man sich in Bewegung setzte, machte der Fuhrwerker mit dem Stiel der Peitsche (Gaaßl)

⁵ Das Einbinden von Heuballen in große Tücher aus Sackleinwand ist im Cadore wie im Bereich der Sprachinseln der Sieben und Dreizehn Gemeinden bei Deutschen und Romanen gleichermaßen üblich; vgl. Abb. 5 aus Lusern, wo dieselbe Technik des Heutransportes geübt wird.

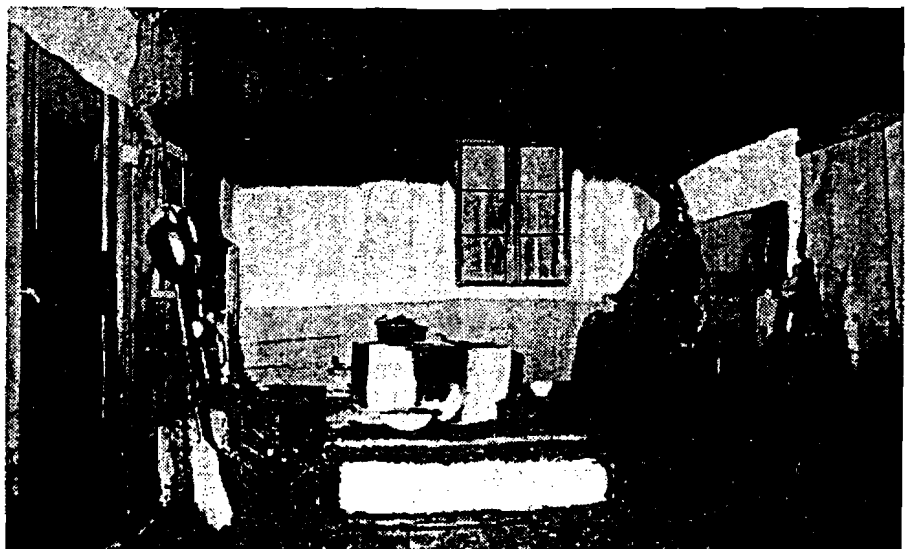


Bild 3, Rauchkuchl

ein Kreuzzeichen auf die Straße vor die Ochsen und rief laut: „Im Namen Gottes, vorwärts!“

Domegge, Perarolo, Ospitale, Longarone, das waren die Treffpunkte, wo die Fuhrwerker am Hin- oder Rückweg rasteten. Hier gab es die Ställe für das Vieh, die Höfe für die Wagen, die ländlichen Küchen für die bescheidenen Mahlzeiten der Menschen, die Kameraden für alle. Und das zählte am meisten: hier fand man immer eine gute Unterhaltung. Sie waren wirklich gastfreundlich, diese Gasthäuser!

Es gab kein Telefon damals, und man war nur wenig mit dem Telegraf vertraut; aber dennoch wußte man genau den Tag der Rückkehr der Karawane. An diesem Tag, zur richtigen Stunde, fuhren vom Ort leichtere Wagen mit weniger starken Zugtieren ab, um die Fuhrwerke zu treffen und ihnen bei den letzten starken Straßensteigungen durch einen sogenannten Virzatz („Fürsatz“, Vorsatz) zu helfen.

Wenn sich die Fahrt ohne Zwischenfälle abgewickelt hatte, traf der Wagenzug im Ort ein, andernfalls in vorgeückter Nacht. Wie auch immer - das Eintreffen war ein Ereignis: mit dem fröhlichen Peitschenknallen mischten sich nicht selten Geschrei und Flüche, die man oft bis auf die Hänge (z. Laitl) von Moß (Moos, Sumpf, ital. Palù), von Milpa (Milpa Raane, „Mühlbach - Raine“) oder von Oberpladen (Tšepooder Raane, „Raine des Ortsteiles Tšepooden“, ital. Cima Sappada) hören konnte.

Das Eingehandelte wurde am nächsten Morgen ausgeladen: Weizenmehl (baatša Mäl), Mais (Zirche), Reis, Zucker, Kaffee, Wein, Schnaps, Petroleum, Karbid. Vielleicht ein paar Besen, sonst nichts!

Zur damaligen Zeit genügte dies für den traditionsgemäßen und bescheidenen Unterhalt der Familien, von denen viele fast ausschließlich von den Erzeugnissen des Ortes selbst lebten: Kartoffeln (Iérfel), Gerste (Gärschte), Bohnen (Puòan), Käse (Kchaaze), Topfen (Schö(ü)tte), Butter (Zchmältl), eingelegtem Kraut (Kchraut), und geselchtem Schweinefleisch.

Im Ort gab es keinen Fleischhauer und das wenige Fleisch, das die Kranken brauchten, wurde von Zeit zu Zeit im Rucksack eines Fleischhauers von S. Stefano di Cadore geliefert. Ausnahmsweise aßen einige Familien das Fleisch von Gamsen oder Rehen, die von den Jägern des Ortes geschossen worden und ganz selten verteilte man das Fleisch von Tieren, die beim Weiden verunglückt waren.

Heute machen uns diese Erinnerungen lächeln. Die kompletten Mahlzeiten mit erstem und zweitem Gang und Beilagen, der Kaffee und der Wein haben in jedes Haus Eingang gefunden und für viele wird es schwierig sein, sich die langen und langsamen Karawanen vorzustellen, die mit ihren schweren Lasten das Piavetal hinaufstiegen; aber es wird noch weniger leicht sein, sich die bescheidene Lebenshaltung unserer Ahnen auszuma-

len. Dennoch lebten sie zufriedener und wurden viel kräftiger als ihre heutigen Nachkommen.

Von zauberhafter Poesie waren diese Karawanen umwoben, wenn man den romantischen Erzählungen der Fuhr-

leute zuhörte, die ihre abenteuerreichen Fahrten beschrieben. Wie kommt es, daß noch kein Regisseur jemals daran gedacht hat, einen Film zu drehen über diese erlebnisreichen Unternehmungen unseres „Wilden Westens?“

Ägyd Kienberger

Die Bürgermeister, Landrichter und sonstigen Funktionäre in den Ortschaften Osttirols befanden sich im Dezember 1809 in einer überaus schwierigen Situation. Sooft der Feind das schöne Land mit seinem ungebeten Besuche beehrte, wurde der Bürgermeister zum kommandierenden General berufen, dort angedonnert und unter schwersten Drohungen gezwungen, Geiseln zu stellen, Brot und Wein herbeizuschaffen und den Aufenthalt der Tiroler Bauernführer zu verraten.

Seit 14. August 1804 war Pfleger in Matri-Osttirol Ägyd Kienberger. Vorher war er Pfleger in St. Michael-Lungau (bei Mauterndorf). Dort wurde ihm infolge fortwährenden Wechsels der herrschenden Landesherren der Dienst zu schwer und er floh, da man ihm auch die Führerstelle der Matrier Sturmkompanien aufdrängen wollte, am 8. August 1809 nach Mittersill. Kienberger war, nach den wie immer gründlichen Forschungen des Prof. Dr. Hans Kramer (Mittellgn. des Inst. für Gesch.-Forschung, 1939, Seiten 477 ff) im Jahre 1753 geboren und seit 18. Juli 1804 mit Maria Eibl (geb. 1769, gest. 26. September 1824, Salzburg), Tochter des Jakob Eibl, Bauers zu Anthering bei Salzburg und der Ursula Enzenberger, verheiratet.

Kienberger gehörte zur Friedenspartei und geriet dadurch mit den kriegslustigen Matrier Schützenführern in Konflikt. Er vertrat den Standpunkt,

daß Matri (5. November 1809) ein Salzburgerisches Gericht sei und mit Nordtirol nur lose zusammenhänge. Jedemal mußte Kienberger, wenn ein französischer General oder Bataillonchef nach Matri kam, diesen zur Mittagstafel einladen. Über die Ereignisse in Matri, namentlich in der Schreckenswoche (Weihnachten 1809) gab Kienberger ein „Diarium“ heraus, das sich jetzt im Kreisarchiv München befindet.

Am 17. Dezember 1809 forderte der französische General Franz Anton Freiherr von Teste, geb. Bagnolo (Garp) 19. November 1775, gest. Angoulême, 8. Dezember 1862, die Auslieferung des Schützenkommandanten Anton Wallner, doch der Gemeinderat von Matri beschloß auf Antrag des Kienberger, statt des Wallner den Johann Panzl zu stellen, der auch verhaftet wurde, aber bald entfloh. Die Hinrichtung der Matrier Bürger Franz Vinzenz Obersamer und Johann Weber am 28. Dezember 1809, außerhalb des Marktes Matri auf dem Mitteracker, konnte Kienberger nicht verhindern. Sie wurden vor ihren Häusern erschossen.

Nach Kriegsende zog sich Kienberger, dem das Gut Voglsanger in Parsch-Salzburg gehörte, dahin zurück und starb dort am 27. August 1831. Er hatte 1804 ein Jahr lang auch das Pflsgericht Lengberg verwaltet.

Granichstaedten.

Altes Sprachgut aus dem Hochpustertal

toasl = nieseln
tscheckat = gescheckt
moor = mürbe
kánt = zutraulich
abaus = hinunter
hiant = vorhin
schíache = scheu; daneben auch häßlich
pfnátschn = einen Pfnátsch tun = gedämpfter, leichter Knall
schnölln = mit der Geißel knallen
gilustig = etwas gerne haben wollen
Rumpfl = Falte (in Kleidern und im Gesicht, auf der Haut)
Gropatza = Rülpsen
Grousch = schlampig zubereitetes Essen
Groutscha = ein Arbeiter, der nichts vom Fleck bringt
Schleibe = Tauwetter, auch Neuschnee
Windsgwiwaade = Schneeverwehung
Grálle = kleine Kugel, z. B. beim Rosenkranz
rumpfl - dorumpfl = zerdrücken, zerknüllen, z. B. das Kleid zerknittern
tschwággatzn = schwabben, das Geräusch einer Flüssigkeit in einem halbvollen Gefäß, das Geräusch beim Ge-

hen in sehr nassen Schuhen
fratschl = neugierig und hartnäckig ausfragen; Fratschler = neugieriger Frager
huddern = schwindeln (beim Kartenspiel)
riggl = rütteln
gropatzn = rülpsen
groutschn = unsauber essen, ohne Eifer arbeiten
dogleibm = (e und i getrennt gesprochen) jemanden beleidigen, verärgern
schleibm = tauen, im Winter regnen, Matschwetter
schlauchn = ein Horn abbrechen, abstoßen (bei Rindern)
lissn = horchen
paarig = tragend (bei Pferden)
fleaze = flach, lupig = winzig
hörschtikla = gerade noch genug, kaum ausreichend.

Kleine Anekdote: Die Mutter fragt den vom Kirchenbesuch heimkommenden Sohn: „Heint wersch die Kirche wo ganz volle giwedn sein“. Der Sohn: „Na, hörschtikla bodn-bidöckt“.
Hans Riedler.